

Wert im Glück oder Glück im Wert*

Überlegungen zur proteischen Natur einer anthropologischen Konstante

NATALIE DUNKL**

Das Streben nach dem großen Glück zählt zu den prominentesten anthropologischen Konstanten. Seit Jahrtausenden dominiert es die Gedankenwelt der Menschen, fördert ihre Kreativität und ist Gegenstand unzähliger ihrer Legenden und Geschichten. Die Literatur versinnbildlicht Glück häufig als einen großartigen Schatz oder einen mystischen Ort, für den es sich zu kämpfen und notfalls auch zu sterben lohnt. Geheimnisvolle, symbolträchtige Bezeichnungen wie *Blaue Blume*, *Eldorado* oder *Stein der Weisen* lassen das Ausmaß jener Herrlichkeiten erahnen, welche sich im Optimalfall am Ende einer entbehrungs- und verlustreichen Jagd einstellen.

Was sich realiter hinter der abstrakten Idee vom Glück verbirgt, entzieht sich der Pauschalisierbarkeit. Obwohl sich die Fähigkeit, Glücksmomente zu erkennen, mittels therapeutischer Maßnahmen sensibilisieren und das Erlebnis intensivieren lässt, kann die Emotion selbst weder erzwungen noch weggeleugnet werden. Manche gehen beispielsweise darin auf, sich für ihr Umfeld zu engagieren oder schmelzen beim Genuss von Schokolade dahin. Anderen wiederum wird das Herz beim Anblick ihres Neuwagens weiter als beim ersten Kuss. Prinzipiell ist kein Umstand zu läppisch, um in sich nicht das Potential für einen großen Glücksmoment zu bergen.

Das Märchen von *Hans im Glück* lässt sich dahingehend interpretieren, dass kein vergängliches Wertobjekt mit jener tief empfundenen, inneren Zufriedenheit aufgewogen werden kann, die Hänschen empfindet, nachdem es sich aller Güter und irdischen Beschwernisse entledigt hat. In diesem Kontext stellt sich die Frage, ob es tatsächlich sinnvoll ist, an Glücksmomente qualitative Maßstäbe anzusetzen und ihre Lauterkeit und Echtheit an der Natur der sie auslösenden Mechanismen festzumachen. Da davon ausgegangen werden muss, dass sowohl die Hölle als auch der Himmel einzig im Kopf stattfinden, ist jeder Funken Unzufriedenheit auf seine Weise grausam und jeder Glücksmoment auf seine Weise kostbar. Die Bewertung von Glück geschieht unter Rückbezug auf internalisierte Glücksvorstellungen und eigene Erfahrungen.

Obwohl sich die Frage nach dem eigenen Glück nicht stellvertretend beantworten lässt, haben viele Menschen genau in diesem Punkt erhebliche Schwierigkeiten. Die Gründe hierfür sind mannigfaltig; entweder durchschauen sie sich nicht, haben Angst davor, sich vergangene Fehlgriffe eingestehen zu müssen, fürchten die mit Veränderungen zwangsläufig einhergehenden Umstände oder verfügen nicht über die notwendigen Mittel, um eigene Wunschvorstellungen in die Tat umzusetzen.

* Der vorliegende Beitrag wurde im Rahmen eines Essay-Wettbewerbs der IX. Bayreuther Dialoge 2012 zum Thema „Wahres Glück – Ware Glück“ mit dem ersten Essaypreis der Bayreuther Dialoge ausgezeichnet. Der Essay wurde von der Autorin nach der Auszeichnung überarbeitet.

** Natalie Dunkl, Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsche Philologie, E-Mail: dunkl.natalie@icloud.com, Forschungsschwerpunkte: Komik, Theorie der humoristischen Vortragskunst.

Hier schlägt die Stunde der Glücksratgeber – ein Markt, der seit dem Millennium einen eklatanten Aufschwung erlebt hat. Ein Großteil dieser Literatur stützt sich dabei auf dasselbe Prinzip: Sie paaren die aktuellen Ergebnisse neurowissenschaftlicher Forschung mit den gängigsten, im Zeitalter der Massenmedien nur umso mehr idealisierten und popularisierten Glücksvorstellungen der Neuzeit und abstrahieren allgemeine Richtlinien, anhand derer sich das individuelle Glücksstreben zu orientieren hat.

Zu den prominentesten, glücksauslösenden Faktoren zählen im westlichen Kulturkreis materielle und immaterielle Werte wie Freundschaft, Liebe oder ein geregelter Einkommen. Hinter dem altruistischen Angebot emotionalen Defiziten mit gut gemeinten Ratschlägen entgegenzuwirken, verbirgt sich allerdings nicht nur eine findige Industrie, die von der Ratlosigkeit anderer profitiert, sondern auch das gefährliche Konzept einer Gesellschaft, die von ihren Gliedern absolute Präzision verlangt und Funktionsunfähigkeiten dadurch auszumerzen versucht, indem sie Ideale entwirft und die Aussicht auf Erfüllung propagiert. Gerade in der heutigen Zeit handelt es sich bei Glück um weitaus mehr als um ein privates, erstrebenswertes Ziel: Entsprechend einem utilitaristischen Ansatz wird das persönliche Glück zur Bedingung für das Glück aller und seine Verwirklichung somit zur kulturellen Weisung. Die Politisierung von Glück führt dabei unweigerlich zum Selbstverlust.

Die Konditionierung auf einen bestimmten Glücksbegriff provoziert Stress, da Menschen von Kindesbeinen an in den Zwang geraten, diktierte Vorgaben erfüllen zu müssen, um die eigene Existenz vor sich und anderen als glücklich und ehemals getroffene Entscheidungen als richtig verantworten zu können. Misserfolge wertet das mit einem derartigen Erwartungsdruck geimpfte Langzeitgedächtnis als persönliches Versagen. Die Formulierung scheinbar verbürgter Glücksgaranten, die sich weder auf eine individuelle Situation zuschneiden lassen noch der eigenen Vorstellung von Glück auch nur im Ansatz zu entsprechen brauchen, birgt die ernstzunehmende Gefahr einer noch größeren Orientierungslosigkeit.

Problematisch werden solche Klischees gerade dann, wenn das persönliche Empfinden, die tatsächliche Lebenssituation und allgemein anerkannte Glückswerte miteinander in Konflikt geraten, sodass Innen- und Außenwelt kollidieren. Hier sind nicht diejenigen Sonderfälle gemeint, welche Moral und Ethik auf den Plan rufen, da die Glücksempfindung damit einhergeht, anderen Schaden zuzufügen. Es genügt bereits die gesellschaftliche Direktive, dass die Verwirklichung bestimmter Ziele automatisch mit einem Glückszuwachs einherzugehen hat.

Wer trotz eines scheinbar erfüllten Lebens nicht glücklich ist, sich depressiv fühlt oder am Burnout-Syndrom erkrankt, darf in der heutigen Hochleistungsgesellschaft, welche sogar das Glück auf Optimum trimmt, nicht zwangsläufig auf Verständnis hoffen. Allgemein darf nicht übersehen werden, dass es in einer heiteren Runde Einsamkeit, in einer liebevollen Partnerschaft gebrochene Herzen und inmitten von Reichtum bittere Armut gibt. Wer sich dennoch dafür hergibt, ‚auf hohem Niveau‘ zu jammern, macht sich nicht selten unbeliebt.

Infolgedessen nimmt die individuelle Lebensführung Züge einer Art von vorausseilender Rückschau an. Nicht die Frage *Was macht mich momentan glücklich?*, sondern das tyrannische Motto *Wie muss ich mich verhalten, um später einmal von mir behaupten zu können, ein glückliches Leben geführt zu haben?* bestimmt das Handeln. Die Angst, sich azyklisch zu

verhalten und dadurch Entscheidendes zu versäumen, ist eine nicht zu unterschätzende Todfeindin des Glücks.

Weltweit durchgeführte Gesellschaftsstudien wie *The Gallup World Poll* oder der *World Happiness Report* belegen, dass sich das Glück gerade in hoch entwickelten Industrienationen rar macht und in zunehmendem Maß Psychopharmaka das ausgleichen müssen, was unser Kopf eigenständig zu leisten, scheinbar nicht mehr im Stande ist. Der Grund dafür liegt in der Struktur des Gehirns selbst.

Den Großteil seiner Evolution hat es damit zugebracht, sich steinzeitlichen Gegebenheiten anzupassen. Dies erklärt, warum noch heute all diejenigen Aspekte als positiv bewertet werden, die wie Schlaf, Nahrungsaufnahme, Sexualität oder Gemeinschaft den Organismus am Leben halten und dem Arterhalt dienen. Die Konfusion des Gehirns gegenüber den heutigen Lebensbedingungen, welche es durch Reizüberflutung über- und durch den Wegfall akuter Lebensgefahr unterfordern, ist nur allzu verständlich. Das auf Alarmbereitschaft geeichte Gehirn projiziert die Schablonen seiner *worst case*-Szenarien auf vergleichsweise harmlose Situationen, wodurch die Bedrohlichkeit dieser im Einzelfall existentielle Ausmaße erreicht. In der Folge entstehen Phobien, Neurosen und all jene psychosomatischen Störungen, welche auch unter dem Label *Zivilisationskrankheiten* kursieren.

Die sich durch die Vergrößerung des Frontallappens abzeichnende Veränderung des Neokortex legt nahe, dass sich in Zukunft sowohl die Vorstellung von Glück als auch die Glückserfahrung selbst neu ausrichten wird. Stabil wird voraussichtlich lediglich die Tatsache bleiben, dass Glück prinzipiell kein Zustand auf Dauer ist, sondern der Moment der Entstehung die Auflösung bereits impliziert.

Die menschliche Sonderstellung innerhalb der Natur wurzelt unter anderem darin, Glück nicht nur aktiv genießen, sondern auch darüber reflektieren zu können, unter Aufwendung welcher Methode sich die flüchtige Erfahrung am besten konservieren lässt.

Religion und Philosophie haben seit der Antike das Monopol darauf, Menschen bei dieser Aufgabe zu unterstützen. Da es auf diesem weiten Feld keine letztgültigen Antworten gibt, sondern – entsprechend sich wandelnder Glücksvorstellungen – nur historisch variable Erklärungsversuche, überfordern die einzelnen anthropologischen Disziplinen den Menschen als das *Sorgenkind des Lebens*, indem sie ihn mit einer Unzahl sich gegenseitig widersprechender Möglichkeiten beschweren. Hierzu zählen beispielsweise die Tugend-Genügsamkeit der Stoa und die epikureische Lebenslust sowie die lebensbejahende Beatitudolehre Thomas von Aquins und die pessimistische Eudämonologie Arthur Schopenhauers.

Im Zentrum all dieser Konzepte steht der Versuch das Glück mithilfe bestimmter Verhaltensweisen festzuhalten und dahingehend zu instrumentalisieren, dass es sich je nach Schule als eine Art von innerem Gleichmut, allumfassender Versöhnung, absoluter Zufriedenheit oder absoluten Frohsinns einstellt. Die vage Idee einer vollkommenen Glückseligkeit kulminiert ästhetisch in der Formel „Augenblick verweile doch, du bist so schön!“ Doch auch die literarische Figur Faust muss sich dem ‚Faktum‘ beugen, dass auf Absolutheit beruhende Konzepte der Sphäre des Transzendenten angehören und realiter nicht planend erwogen, geschweige denn konkret verwirklicht werden können. Stellvertretend für den Rest der Menschheit ist Faust dazu verdammt,

den Genuss des Vorgefühls höchsten Glücks, welcher der Bereitschaft zum Stillstand entspricht, mit seinem Leben zu bezahlen.

Bei Glücksgefühlen handelt es sich in erster Linie um chemische Prozesse, deren primäre Funktion stets darin bestand, Menschen von der Positivität ihres Daseins zu überzeugen. Selbst der Frieden, den Menschen während eines Nahtoderlebnisses empfinden und welcher dem absoluten Glück wohl am nächsten kommt, wird von der Medizin als eine Art von Drogencocktail interpretiert, den sich das Gehirn selbst initiiert, um das Sterben erträglicher zu machen. Vor diesem Hintergrund handelt es sich bei Glück um ein geradezu widernatürliches Konzept; ein Opiat, welches die Lebensgeister lähmt und der natürlicherweise vorwärts strebenden Vitalität die Option des Stillstands vorgaukelt.

„Es gibt nur einen angeborenen Irrtum und es ist der, dass wir da sind, um glücklich zu sein.“, spricht Schopenhauer. Diese Einschätzung trifft zu, wenn auch in einem anderen Sinn.

Der wahre Wert des Glücks besteht nämlich nicht im eigentlichen Erringen der flüchtigen, allzu subjektiven Emotion, sondern in ihrem Suchtpotential. Das süße Gefühl der Befriedigung ist der Motor, welcher die Menschheit stets dazu motiviert hat, sich zu entwickeln und über sich hinauszuwachsen. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Ambition mit geistigen, materiellen oder leiblichen Freuden verknüpft ist. Die Fähigkeit Glück zu empfinden determiniert ein Individuum als menschliches Wesen. Das utopische Bestreben, sich auf diesem Gebiet zu vervollkommen, verleiht seinem Dasein letztendlich einen Sinn, welcher der Exzentrizität seiner Natur entspricht.